

591

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Sepp machte sich auf den Weg ins Wirtshaus. Als er ins Gastzimmer eintrat, schlug ihm dichter Tabakrauch entgegen, und er schaute sich um, ob er in dem dichten Gedränge nicht den Vater sehen könne.

An jedem Tisch wurde er angehalten.

„Ah, da Sepp! Grüß Di Good! Hamn's Di außa lass'n auf Urlaub? Da geh her! Trink amal!“

„Suachst g'wis Dein Vata?“ fragte der alte Weiß Flori.

„Dort hint' hocht a beim Ofa.“

Sepp sah hin.

Da saß der Schuller noch am nämlichen Platze wie in der Frühe.

Den Hut hatte er ins Genick geschoben, und er stierte mit gläsernen Augen vor sich hin.

Es waren viele Leute an seinem Tisch. Der Kloiber, der Bwenger und andere. Auch der Haberlschneider saß dort.

Sepp reichte seinem Vater die Hand über den Tisch hinüber.

„Grüß Good, Vata!“

„Was? Ah, Du bist's! Bist Du aa do?“

„Frei! I hon amal schaug'n woll'n, wia's Dir geht.“

„Was?“

„Wia's Dir geht, hon i schaug'n woll'n.“

„Ja, mir geht's guat. O'rad luschtig bin i! Da, sauf aus! Herrgottsaframent!“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Kellnerin! No a Galbel! Heut' geh'n i net hoam.“

Er rückte den Hut in die Stirne und sang mit heiserer Stimme:

„A frische Maß Bier
Hat an Fam', an weißen,
Und heunt' geh' ma net hoam,
Bis's uns außi schmeißn.“

Dann legte er sich mit verschränkten Armen weit in den Tisch hinein.

Der Haberlschneider gab Sepp einen Wink.

„Schaug', daß d'n hoam bringst!“

„Is scho recht.“

Der Schuller stierte nach der Stelle, wo Sepp gestanden hatte.

„Wo is denn da Sepp hi'emma? Is er scho wieda furt?“

„I bin scho da, Vata.“

„Na, sauf amal! Herrgottsaframent!“

„Woanft it, mir gengan hoam?“

„Was?“

„Besser waar's, wenn mir hoam gengan.“

„Mir? I geh net hoam.“

„D' Muatta is in der Angst, weil's d' it beim Essen g'wen bist.“

„Um mi brauchst gar neamd an Angst hamn. Durchaus gar net. I verdarb no lang it, bal's aa hoaht, daß i der Allerschlechter bi vo ganz Erlbach.“

Er schaute den Kloiber, der ihm gegenüber saß, starr an und schrie wieder:

„Um mi brauchst neamd an Angst ham. I verdarb no lang' it.“

„Dös behaupt' ja koa Mensch net,“ beschwichtigte ihn der Haberlschneider.

„Behaupt'st Du dös net? Aba, da gib't's g'rad g'mua, de dös behaupt'n. I kenn's alle mitanand, de Gaderlump'n. Da verdirbt scho an anderner, aber i net.“

„I hab' g'sagt, daß d' Muatta in der Angst is,“ fiel Sepp ein.

„Zu was denn? De brauchst aa koan Angst net hamn.“

„Sie sagt, weil's d' net amal zum G'weicht'n kemma bist.“

„I mag nix, was da Baustätter weicht. Der ko überhaupt nix weicha, der mit sein' g'fälscht'n Papier!“

„Schmeißt's 'n halt außi, bal er b'suff'n is!“ schrie eine grobe Stimme vom nächsten Tische herüber.

Es war der Hierangl. Er stand halb von seinem Platze auf und schrie wieder: „Koa B'suffener g'hört da net rei!“

Der Haberlschneider stellte sich vor ihn hin.

„Du bist staad, gel?“ sagte er ruhig.

„Weg'n Dir? Auf Di pass' i gar it auf.“

„Bal's d' an Streit o'iangst, hast as a'ersch't mit mir g'toa!“

Der Lochmann zog den Hierangl auf seinen Stuhl zurück.

„Naß 's guat sei!“ mahnte er.

„Was brauch'n denn mir den b'suffena Kerl da herin? In anderner wurd' scho lang außi g'schmissen.“ Die letzten Worte knurrte der Hierangl vor sich hin; dann war er still.

„Was geit's?“ fragte der Schuller. „Wer will mi außi schmeiß'n?“

„Es is nix g'wen, Vata.“

„Bin i vielleicht oan z' schlecht zum Dableib'n?“

„Dös sagt neamd.“

„I bi scho da Allerschlechterst vo ganz Erlbach. U jeder derf mi veracht'n.“

„Was is, Schuller?“ mahnte der Haberlschneider. „I geh' jeht. Kimmst d' net mit?“

„Was?“

„D's d' it mitgehst? I hätt' mit Dir was z' red'n.“

„Du? Mücht'it d' wieder sag'n, i soll außs Bezirksamt eini? Aba i geh net. Vo mir aus bringan's lauter g'fälschte Papier' daher!“

„Geh mit!“

„Na, sag' i. Und ins Bezirksamt geh i nimma. Z'ersch't muach da Pfarra ins Rudthaus! Und da Hierangl dazu!“

„Da g'hörst scho Du nei. Du ganz Schlechter!“

Der Hierangl schrie es herüber, und diesmal erkannte der Schuller die Stimme.

Er fuhr auf, daß der Tisch wankte und die Gläser umfielen.

„Bist Du da? Du!“

Er wollte zur Bank hinaus, aber Sepp hielt ihn fest.

„Naß mi aus!“ leuchtete der Schuller. „Auslass'n tua mi!“

„Na, Vata! Bleib!“

„Auslass'!“

„Gau' eahm oane nei! Er hat's sein Vater'n g'rad a so g'macht!“ schrie der Hierangl.

„Hergott! Herrgott! Auslass'n tua mi!“ Der Schuller rang wütend mit Sepp.

Der Tisch fiel um, alle sprangen auf. Von den anderen Tischen stürzten die Leute heran.

Abmahnende Rufen, gellendes Schreien und Schimpfen, ein ohrenbetäubender Lärm. Und alles übertönte die kreischende Stimme des Schuller.

„Naß mi aus!“

Sepp hielt ihn am rechten Arm, den andern hatte der Haberlschneider untergefaßt.

Der Wirt drängte sich durch. „Dös geht net! Der muach außi!“

„Tua dei Hand weg!“ schrie der Haberlschneider. „Er geht scho selm. Sei g'scheit, Schuller!“

Der wehrte sich schwächer und ging ein paar Schritte vorwärts.

Da höhnte der Hierangl noch einmal.

„Gel, Rump! Geh't's Dir aa net besser, wia Dein Vata!“

Sepp wandte sich zornig gegen ihn. Und ein Kluck, und der Schuller war frei und packte einen Bierkrug.

Der Hierangl wich erschrocken zurück. Es war zu spät.

„Gund! Dal! Und da!“

Der Hierangl wankte und fiel schwer zu Boden. Sepp riß seinen Vater zurück.

Einen Augenblick war alles still, dann erhob sich lautes Schreien.

„Er hat 'n umbracht! Hergott, wia'r a bluat! Wassa! Schnell a Wassa! Holt's an Schandarr!“ Er hat 'n umbracht!“

Der Haberlschneider wehrte ab.

„Selbst's an Hierangl! Und laast oana zum Vader! Und Du führst Dein Vata hoam, Sepp!“

„Holt's an Schandarm! Net außi lass'n!“

Der Schuller schaute finster vor sich hin: die Haare

hingen ihm wirr in die Stirne herein, und sein Gesicht war verfarbt. „Laßt's mi geh'!“ murmelte er. „I brenn' net durch.“

Er war nüchtern geworden. Als er ins Freie kam, blieb er stehen. An seiner rechten Hand rieselte Blut herunter; er hatte sich an den Scherben verletzt.

„Du bluat'st ja, Batal! Hat er Dir aa was to?“

„Nal! Und halt'n brauchst d' mi net!“

Er ging mit schwankenden Schritten vorwärts; Sepp blieb ihm dicht an der Seite. Ein paar Buben liefen ihnen voraus und raunten den Leuten zu:

„Da Schuller hat an Hierangl umbracht!“

Und wo der Schuller an einem Hause vorüberkam, verstopften sich Weiber und Kinder hinter der Türe und sahen ihm mit scheuen Blicken nach.

„Sei Hand is no bluati davo,“ sagte die Besbrunnerin.

So lief das Gerücht vor ihnen her, die Gasse hinunter, wie fressendes Feuer.

Und es drang in den Schullerhof, wo die Bäuerin noch immer mit angsterfülltem Herzen wartete. Da hörte sie die Botenschaft und eilte auf die Straße hinaus.

Und wie sie die zwei von weitem kommen sah, wußte sie, daß ein Unglück geschehen war.

„Jest, Maria und Joseph! Was hast to?“

Der Schuller ging schweigend an ihr vorbei in seinen Hof. (Schluß folgt.)

Als die Alte auf Braaset sterben sollte.*)

Von Hans Aanrud.

Die alte Kari Braaset saß in einem Lehnstuhl an dem großen warmen Kachelofen in ihrer Kammer. An der einen Seite von ihr hing oben an der Wand ein Hängeschrank, der gestopft voll war von Flaschen und allerhand merkwürdigen Dingen, und an der anderen Seite stand ein Tisch, auch voll von Flaschen und Tassen. Auf dem Tisch lag ein großes Buch mit Ledereinband aufgeschlagen, und darin las sie, während sie die ganze Zeit an ihrer Brille rüdtte und die Zeilen langsam mit dem Finger verfolgte; sie konnte nicht mehr gut sehen und die Hand zitterte ihr etwas.

Kari Braaset war ihr Lebtag eine resolute und tüchtige Frau gewesen und dafür war sie auch in ihrem Dorf und in der Umgegend bekannt -- sie hatte immer Rat gewußt und vielen geholfen, Menschen wie Tieren.

In ihrer Jugend, als sie zwischen dreißig und vierzig war, war eines Winters eine schlimme Seuche unter dem Vieh auf Braaset ausgebrochen, ein paar Kühe waren gefallen, und einige andere waren nahe daran. Es wurden von weither Tierärzte geholt, und Kari war es, die alle Anweisungen entgegennahm und sie auch ausführte, und als die Seuche auch auf einigen anderen Höfen auftrat, fing der Tierarzt, der einen weiten Weg hatte, an, sie zu Hilfe zu nehmen, und als die Seuche endlich im Frühjahr erlosch, schenkte er ihr ein tierärztliches Buch, weil sie so gute Anlagen hatte. Und dann dauerte es nicht lange, bis Kari hierhin und dorthin gerufen wurde, binnen kurzem hatte sie eine große tierärztliche Praxis, -- selbst die Augen Männer holten sie zu ihren Pferden, außer wenn sie sie verkehrt beschlagen hatten oder es sich um einen rein äußeren Schaden handelte.

Als dies ein paar Jahre gedauert hatte, kam ein herumreisender Arzt ins Dorf. Er besuchte Kari, -- er hätte gehört, daß sie so tüchtig sei, und es wäre immer gut für Kollegen, miteinander zu reden; ja, seine Sache sei es, besonders Menschen zu heilen. Ob sie sich nicht auch damit befaßt hätte.

Oh ja, hin und wieder einmal, wenn es nicht anders ging.

Ja, das wäre sozusagen eine andere Wissenschaft. Die richtigen Kräfte taugten nicht viel, denn sie glaubten, es gäbe Krankheiten, die sich nicht heilen ließen. Aber es gäbe nur eine Krankheit, die sich nicht heilen ließ, und das wäre der Tod; gegen ihn könnte man nichts tun, aber mit all den anderen würde er fertig.

Ja, sie hatte schon Lust, etwas davon zu lernen, aber er würde es wohl, auch wenn er es gut bezahlte bekäme, niemandem lehren.

Als er zwei Tage auf Braaset gewesen war und wie ein Hüft dort geessen und getrunken hatte, endete es damit, daß er ihr für dreißig Taler sein Doktorbuch überließ, -- das einzige, das es in seiner Art gäbe, er könnte es ihr schon zur Not geben, denn er wußte es auswendig, und wie er abreiste, überließ er ihr auch ein Wahrsagebuch, aus dem sie sehen könnte, ob es der Tod wäre oder nicht; -- das gab er ihr für zehn, aber sie mußte versprechen, nie eins davon einem Arzte zu zeigen.

Von dieser Zeit an kam man von weither zu Kari, und ob sie oder der Glaube es war, jedenfalls erholten sich viele wirklich.

*) Einer neuen Sammlung kleiner, einfacher, Menschen und Natur echt und schlicht erfassender Schilderungen und Erzählungen des norwegischen Schriftstellers entnommen, die als „Erzählungen“ im Verlage von Georg Meiseburger in Leipzig erschienen sind.

So ging es eine Zeitlang und es ging gut; der Bezirksarzt, der schmerzlich und alt war, war froh, daß ihm manche weite Reise erspart blieb. Aber als der Bezirksarzt starb und ein neuer herkam, war es mit dieser Herrlichkeit aus.

Es half nichts, daß Kari nie Geld verlangt hatte, höchstens ein Geschenk angenommen hatte, wenn es wohlhabende Leute waren; sie bekam eine Geldstrafe wegen Kurpfuscherei, obgleich sie selbst davon überzeugt war, daß sie die Leute gesund machen konnte, und mehr Zeugnisse dafür herbeischaffen konnte als der Arzt.

Das war jetzt zehn Jahr her, und seitdem hatte sich Kari mit einem unauslöschlichen Haß gegen alles, was Arzt hieß, zurückgezogen.

Obgleich sie schon längst Witwe und auf dem Altenteil war, nahm sie von ihrer Kammer aus eifrig teil an der Bewirtschaftung des Hofes, -- der Sohn Gudbrand fand, daß es sich sehr lohnte, auf sie zu hören. Aber ihre ärztliche Tätigkeit trieb sie nur insofern weiter, als sie sich selbst studierte. Kein Arzt sollte an ihr herumpfuschen dürfen, wenn sie einmal fort sollte, sie würde schon selbst mit der Sache fertig werden.

Darüber sprach sie übrigens nie mit jemandem, aber das war es gerade, worüber sie nachdachte, während sie in dem dicken Buche las. Sie hatte in der letzten Zeit ein wenig getränkelt, und heute hatte sie so seltsame Stiche unter dem einen Schulterblatt. Sie war ja auch sechshundsechzig, so daß sie nicht erwarten konnte, so sehr lange mehr übrig zu haben; sie war nie krank gewesen, es war darum nicht unwahrscheinlich, daß dies die Krankheit war, die nicht geheilt werden konnte.

Sie las und las, die Lippen bewegten sich bei jedem Wort. Plötzlich hielt der Finger inne und setzte sozusagen einen Punkt mit einem harten Druck.

Dann schob sie die Brille auf die Stirn und lehnte sich im Stuhl zurück -- ach, es tat so weh hinten im Schulterblatt. Sie blieb eine Weile sitzen und blickte mit fest zusammengekniffenen Lippen vor sich hin. Dann war es, als ob sie einen neuen Gedanken bekäme, und sie streckte die Hand aus nach einer Schale, die auf dem Tisch stand -- es sah aus, als ob die Hand ein wenig mehr zitterte wie gewöhnlich. In der Schale war Wasser und darin ein aufgeschlagenes Ei. Sie betrachtete den Dotter einen Augenblick scharf, und setzte dann die Schale weg, als ob sie sich die Finger verbrannt hätte.

Darauf saß sie lange da und blickte vor sich hin, ohne etwas Bestimmtes anzusehen, und die Lippen kniffen sich mehr und mehr zusammen, so daß sie schließlich nur einen dünnen, weißen Strich bildeten. Dann nickte sie bestimmt mit dem Kopfe, küßte beide Hände fest gegen die Stuhllehne und erhob sich. Langsam nahm sie einen Gegenstand nach dem anderen vom Tisch, setzte sie in den Schrank, auch das Buch wurde hineingelegt, dann schlug sie die Tür zu und verschloß sie.

Sie setzte sich wieder hin und saß lange unbeweglich da und dachte.

Dann schien ihr ein neuer Gedanke zu kommen, sie streckte die Hand aus, nahm ihren Stod und klopfte dreimal auf den Fußboden. Ein kleines Mädchen steckte den Kopf zur Kammertür herein:

„Wünschst Du etwas, Großmutter?“

„Ja, ist Dein Vater drin?“

„Nein, er steht im Schuppen und hackt Holz.“

„Er möchte hereinkommen!“

Eine Weile darauf kam Gudbrand in die Kammer

„Was willst Du, Mutter?“

„Ach, ich wollte einmal mit Dir reden.“

Gudbrand setzte sich.

„Du erwartest die Viehhändler bald, höre ich?“

„Ja, sie sollten diese Woche kommen.“

„Ist es der rotschledige Zweijährige, den Du verkaufen willst?“

„Ja, das wollte ich.“

„Um, ja, ich wollte Dir sagen, Du solltest es doch sein lassen.“

Gudbrand sah verwundert auf.

„Ja, Du hast keinen jetzt, der sich besser zum Schlachten eignet.“

Jetzt sah Gudbrand erstaunt aus.

„Zum Schlachten? Ich soll doch in dieser Jahreszeit nicht schlachten.“

„Es könnte sein, daß Du zu einer Leichenfeier schlachten müßtest.“

Gudbrand erhob sich schnell:

„Bist Du krank, Mutter?“

„Nst, es ist besser, Du sprichst mit den anderen nicht darüber, aber in vierzehn Tagen werde ich fort müssen.“

„Bist Du krank? Soll ich den Arzt holen?“

„Den Arzt, was sollte der dabei? Nein, damit werde ich am besten selbst fertig.“

Gudbrand war anfangs ein wenig erschrocken, aber als sie eine Weile geredet hatten und er herausbekam, daß sie nicht weiter krank war, sondern sich nur schwach fühlte, kam er zu dem Schluß, daß die Mutter wohl anfangs, etwas kindisch zu werden, -- er mußte ihr denn zunächst den Willen tun und den Ochsen behalten, das war ja nicht weiter gefährlich, und im übrigen wollte er sich auch sonst danach richten, was sie verordnete, und er versprach, den anderen gegenüber davon zu schweigen, als sie ihm schließlich anvertraute, daß es gerade heute in vierzehn Tagen eintreten würde.

In den nächsten Tagen fühlte sich Kari noch immer schwach, aber sie hatte soviel zu tun, daß sie keine Zeit hatte zu liegen. Alle ihre Schiebläden mußten einzeln auf den Tisch gestellt werden, und

selbstverständlich waren alle Kinder — Gudbrand hatte viele — gegen, denn immer gab es viele seltsame Herrlichkeiten, die sie nie früher gesehen hatten. Kari fragte, was jeder am liebsten haben wollte und verteilte Broschen und Silberlästchen und Schnupftabakdoesen und Tücher und alles andere, und gab es etwas, was nicht für die kleinen Mädchen paßte, so legte sie es beiseite, und sagte zu ihrer Schwiegertochter, das sollte sie jetzt in ihre Schieklade tun. Und über alles, was sie besah, verfügte sie und sagte, wer es haben sollte; sie wäre ja jetzt so alt, sagte sie, daß sie nicht mehr soviel brauchte.

Als sie damit fertig war, es dauerte so ziemlich eine Woche, war sie sehr elend geworden, und da legte sie sich zu Bett.

Gudbrand mußte nicht recht, was er glauben sollte, er ließ wieder eine Andeutung vom Arzt fallen, aber da war sie beleidigt, und er fand auch nicht, daß sie soviel kränker wurde; aber es war ja sonderbar, daß sie so oft den größten Jungen bei sich haben wollte, der ihr aus der Bibel und dem Gesangbuch vorlesen mußte, und daß sie so sehr wenig vom Hof sprach und eines Tages fragte, ob er einen Schreiner für den Sarg bestellt hätte. Es gab auch das eine oder andere, über das sie noch nicht verfügt hatte, und da wurde Gudbrand zu einer geheimen Unterredung gerufen. Als sie vier Tage gelegen hatte, war sie damit fertig, und da sagte Gudbrand: „Ich glaube, es geht Dir besser, Mutter.“

Sie machte ein beleidigtes Gesicht: „Ach ja, aber es muß doch so kommen!“ Am vierzehnten Tage lag Kari noch immer, und Gudbrand konnte es nicht sein lassen, zu sagen: „Du hast Dich sicher verrechnet, Mutter.“

Kari lag so beleidigt und getränkt da, daß sie nicht einmal antwortete.

Am nächsten Morgen hörten sie, wie Kari aufstand und sich anzog und den Schrank öffnete. Sie nahm das Buch heraus, setzte die Brille auf und las und las immer wieder. Dann schlug sie das Buch zusammen und knüpfte es in ein Tuch, nahm den Stock und klopfte.

Gudbrand kam herein: „Nein, bist Du aufgestanden heute, Mutter?“ „Ja, das siehst Du doch! Sag doch Ane, daß sie meine Sonntagssachen aus der Kleiderkammer holt.“ „Was willst Du denn damit?“ „Sie anziehen. Und spann doch den Schwarzen vor den Schlitten.“

„Willst Du ausfahren, Mutter?“ „Ja, jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, jetzt muß ich zum neuen Doktor fahren. Er ist ja jung und gerade aus der Lehre gekommen. Vielleicht weiß der etwas.“

Neue Erzählliteratur.

I.

Selma Lagerlöf: „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgerson mit den Wildgänsen“. (Verlag A. Langen, München.)

In Selma Lagerlöfs Märchenbuch, das mit dem dritten Bande nun abgeschlossen vorliegt, tut sich eine Welt der Liebe und der Wunder auf, ein Welt inniger Mystik, die doch so mit Menschlichkeit und Wahrheit und Natürlichkeit verschwistert ist, daß man meint, Selma Lagerlöf habe wirklich über der Erde den Weihnachtsbaum angezündet. Nun strahlt er herrlicher, der alte Planet, der Mensch wird klein und alle Dinge werden groß und glänzend. Von tausend Seelen und Seelen raunt es, Orgellaut und Glodenton einer Urreligion klingen hinein, und dazwischen klingen Menschenstimmen und Tierstimmen phantastisch und einfach zugleich, und alles drängt sich an das Herz des Lesers. Wahrlich, man kann Selma Lagerlöf eine Gnadenspenderin nennen für Große und Kleine, man fühlt sich gedrängt, in Superlativen zu reden, wenn man von dieser schwedischen Dichterin spricht, die eben 50 Jahre alt geworden ist und die sich mit jedem neuen Werk neu verjüngt. Wie aus einem tiefen Brunnen rauscht es heraus, eine tiefe Puffel von Sagen und Mären, darin das Lebendige wohnt. Das ist das Wundervolle an dieser Frau, die so unendlich weich und doch so gar nicht feminin, so unendlich gütig und doch so stark ist, daß ihre Märchenwelt sich mit dem Leben innig umschlingt. Sie hat die Anschaulichkeit und die Gestaltungskraft, die auch das Unbedeutende bedeutsam macht. Ihre kleinen Leser sollen ihre schwedische Heimat kennen und lieben lernen, aber sie ist dabei nicht Gouvernante, sondern Schatzgräberin, wenn sie die Kinder mit dem kleinen Nils über Meere, Länder, Städte und Flüsse, Wälder und Wiesen fliegen läßt. Wenn sie vom Elch erzählt, der die Tragik eines Menschen durchlebt, vom abgerackerten Pferd, das seinen müden Kopf auf die Schulter seines früheren Herrn legt, wenn sie den Eisgang schildert, das Bergwerk oder die Geschichte der Stadt Stockholm, so ist das ein „Herzblättchens Zeitvertreib“, wie wir ihn jedem Kinde wünschen möchten.

Peter Altenberg: „Die Auswahl aus meinen Büchern“. (S. Fischers Verlag, Berlin.)

Nach Selma Lagerlöfs strömender Phantasie wirkt der sonderliche Wiener Phantast wie ein Artist. Dort die große propagandistische volksdichterische Kraft, hier ein Spezialistenpiel. Dort eine Epik, die Welt und Dinge vereinfacht, hier ein aphoristischer Stil, der Welt und Dinge kompliziert. Man darf getrost auch diese Auswahl der Altenbergschen Produktion, selbst wenn die „Märchen des

Lebens“ nicht den bestesten Raum einnehmen, als Märchenbuch ansprechen. Altenberg skizziert seine Gedanken, die in rasendem Tempo jagen, und wird paradox dabei. Man schüttelt mehr als einmal den Kopf, aber dann wird man plötzlich inne, an einem Wort, einem Bild, daß dieser abseitige Mensch sich dennoch mit der Lagerlöf beuge. Denn auch er geht der Romantik des Altags fiebernd und staunend nach. Und auch er möchte auf seine Art, daß man das Leben intensiver lebte, schauernd, fühlend, dichterischer. Er ist so verlobt in das Leben und die Welt, wie die Lagerlöf, aber wo ihr Auge weit wird, zieht sich die Pupille Altenbergs zusammen und die Weltbetrachtung wird zur Affektation. Einen Extrait dieser Affektationen gibt das vorliegende Buch.

Karl Ewald: „Mein großes Mädel“. (Verlag A. Langen, München.)

Im Grunde sind wir ja alle darin einig, daß den Eltern Erziehungs- und Belehrungsbücher oft weit nötiger wären als den Kindern. Man sollte, gerade vor Weihnachten, einmal daran gehen, neben einer Liste guter Kinderbücher auch eine Liste guter Elternbücher aufzustellen. Es sind mir bis jetzt eine Anzahl Werke bekannt, in denen mit Bestimmtheit, Piederkeit, gutem Willen und oft auch erfreulicher Vernunft die Schäden falscher Kindererziehung mit anschließender Kinderragik aufgedeckt werden. Solche Abklärungsbücher mögen immerhin dazu beitragen, Eltern und Erziehern ein wenig die Augen zu öffnen. Unendlich wertvoller aber als solche Abklärungsbücher, die zeigen, wie Kinder nicht behandelt werden sollen, dünken mich jene schönen Beispielsbücher, die zeigen, wie man seinen Kindern gegenüber handeln soll. Ist die Sache nun gar so gefällig eingekleidet wie in dem Ewaldschen Elternbuche: „Mein großes Mädel“ — eigentlich ist es speziell ein Buch für Väter —, so verdient es wohl, in das Bereich der empfehlenswerten Weihnachts Geschenke gezogen zu werden. Ich muß gleich von vorn herein feststellen, daß ich nicht etwa die äußere Einkleidung meine. Denn dieser Neznicefsche Modeblatt-Vadflüß auf dem Titelblatt ist einfach des Inhalts unwürdig. Oder war es ein genialer Trick des Verlegers, das Buch wie eine pikante Bahnhofsklektüre, als Schaufensterfutter auszustaffieren, um unter falscher Flagge Vernunftsmoral und Ethik einzuschmuggeln? Etwa wie eifrige Seelsorger ihre Traktätchen auf die Lesestundenherzen legen? — Was ist Jugend? Ein Traum. Und des Traumes Inhalt? Liebe. Diese verstehenden Worte sind des Buches Motto und ein verstehender Vater sieht sein großes Mädel dem Traum der Jugend, der Liebe entgegenreifen. Und wehrt ihm nicht und läßt in seinem Herzen und freut sich des fiebernden Glückes seines Kindes. Und tritt ihm nicht in den Weg mit Satzungen, mit öffentlicher Meinung, mit bürgerlicher Ordnung. Frei, nur mit seiner Liebe und seiner Sehnsucht darf es zu dem Liebsten fliegen, und während dabei die Mutter in Tränen weint, lächelt der weise Vater still und wartet, wartet auf sein großes, unieliges, seliges Mädel. Wie schön, wie menschlich ist das alles gefühlt, wie einfach, selbstverständlich hingeschrieben. Hin und wieder mag die Flamme moralischer Toleranz den Besonnenen schmerzhaft in die Augen stechen, aber dann wieder liegt alles in klarem Lichte. Es ist ein Buch der Helligkeit und der Freude.

Kurt Aram: „Jugendssünden“. (Verlag: Egon Fleischel u. Co., Berlin.)

Ein Elternbuch nenne ich diesen Roman. Ewald ist lyrisch und spricht mit dem Herzen. Aram reflektiert und spricht mit dem Intellekt. Es ist merkwürdig, wie kühl alle Bücher Arams zuerst erscheinen, da gibt's keine Poetenbegeisterung, aber auch keinen blind dreinfahrenden Horn, da gibt's nur Sachlichkeit. Er ist in allem Zuschauer und selbst da, wo eigene Erlebnisse mitspielen, kennt er keine Erbigung. Aber liest man sich dann weiter hinein in diese geraden, einfachen Sätze, die alles kollektieren mit Literatur von Grund aus verabscheuen, so fühlt man sich mehr und mehr gepackt von dieser Ehrlichkeit, die weder Dinge noch Gefühle fälscht. Und weiter spürt man dann: das sind keine Schreibfischerzeugnisse, die sich der Autor abquälte, da stand das Leben dahinter und diktierte. Immer wieder taucht ein Stück Bekenntnis auf, Rechtfertigung und Skatierung zugleich. Deshalb ist Aram in seinen Romanen so ganz und gar nicht „Literat“, darum ist er so einfach, weil er seine Bücher in erster Linie für sich selbst schreibt, vielleicht für einen anderen Menschen noch, oder zwei, die es angeht. Das größte Verdienst Arams aber dabei ist, daß er gewissermaßen Privatfachen zu Menschheitsfragen dichterisch weiter. Dieses Buch: „Jugendssünden“, die Geschichte von eines Knaben Frühlingserwachen mit dem reizvollen Problem der Liebe und Verlobung des Gymnasiasten mit einem um Jahre älteren Mädchen stelle ich Hesses Schillerroman „Unterm Rad“ und Straußens Jünglingstragödie „Freund Gaim“ gleichwertig an die Seite, ja, es besitz für mich eindringlichere Wahrheiten, eben weil es so frei von Ueberberührung ist. Die handelnden Personen sind keine Beweisfiguren, sie sind nicht für das Thema zurechtgeschnitten, sondern sind Menschen. Welch lebendurcharpfe Gestalten, der verknöcherte Lehrer, der alte General und seine tapfere Frau, die die „Jugendssünden“ der reifenden Kinder so gut verstehen! Und am Ende gibt's keine aufgeletzte Tragik wie in den Büchern der Leidenschaften und der Literaten. Menschliches-Allgemeines wird von einem Kundigen frei von Präntensionen verkündet. Ueber dem Kapitel aber, wo Hermann und Thea, die beiden jugendlichen Ausreißer, mit ihrer keuschen Liebe Glück und Sämern in der Fremde durchkosten, liegt ein Hauch von Poesie so gesund und so wehmütig-schallhaft, wie wir ihn in Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“

wiederfinden. Von der feinen Philosophie des Schlussfages im Buche will ich gar nicht sprechen.

Hermann Vahr: „Die Wahl“, Roman (S. Fischers Verlag, Berlin). Hermann Vahr: „Stimmen des Blutes“, Novellen (Ebenba).

Vahr istek, er hat keine Inspirationen, er hat die Zwangsverstellung, jedes Jahr auf dem Markt erscheinen zu müssen. Seis mit einem Theaterstück, seis mit einem Roman. Das Typische aber ist, daß er auch im Roman nicht ohne das Theater auskommt. Vahr überreicht dieses letzte Buch mit einer fulminanten Selbstanzeige. Was darin steht, ist, genau gesehen, auch Theater. Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten, sagt Vahrs seliger Kollege Goethe. Leider läßt sich mit bloßen Worten nicht auch ein Roman bereiten. Wenigstens kein guter. Das System, das sich Vahr mit vielen Worten bereitet hat, ist folgendes: er will in einer Reihe von Romanen zeigen, daß die Natur eigentlich nur ein paar menschliche Urtypen geschaffen hat, die sich seit Jahrtausenden ewig wiederholen, nur durch Zeit, Milieu, Anpassung, Schicksal verändert. Daß aber auch dem Menschen selbst die Kraft innewohnt, seinen Urtyp zum höchsten Ausdruck zu bringen. Vahr will nun in seiner Roman-Serie alle die in der heutigen bürgerlichen Welt möglichen Typen je in einem Exemplar letzter Vollendung vorführen. Die Wahl soll wohl solch ein höchstgesteigertes Typus sein. Natürlich ist sie Schauspielerin. Wo nämme Vahr auch keine Stoffe her, wenn er das Theater nicht hätte? In dem dicken Buche bemüht er sich nun, uns glauben zu machen, daß die Künstlerin Wahl ganz Wien verrückt macht, während sie im gewöhnlichen Leben eine Durchschnittsperson ist. Auch einen grünen Jungen macht sie verrückt, der aber, als er ihr gefühlloses Messerknüttchen erkennt, wieder vernünftig wird. Vahr hat von jeder das Beste gefehlt: die überzeugende Kraft. Seine Psychologie ist auch hier mehr Psychopathie. Die Erotik, die ihm immer zur Verschönerung des spezifischen Gewichts seiner Werke dient, ist verrent, und seine Menschen sind ohne den Aufwand an Besonderheitsstil banal oder unnatürlich. Wertwürdig, wie selbst einem Vahr, der immer nur Causeur ist und im Hauptberuf darauf ausgeht, geistreich zu tändeln, ein paar echte Seiten geklingen, wenn er das Thema: Mutter berührt. Sonst aber ist alles wiederum nur Literatur, wie immer bei ihm.

Ebenso die Novellen, die nur durch feuilletonistische Aufmachung blenden und durch die Wahl gewaltigere Stoffe, wie z. B. „Stimme des Blutes“. Mit Stil wird auch hier eine dünne Sache dir überzogen. Diese tiefblaue Stimme mit goldenen Fäden darin... ein Beispiel von vielen, welsch ein unverbesserlicher Feuilletonist Vahr ist. Aber sein Geist blüht. Man läßt sich das Theater vorspielen und amüsiert sich dabei. Auf alle Fälle langweilt man sich nicht. Das ist schließlich auch etwas.

Bernhard Kellermann: „Der Tor“, Roman. (S. Fischers Verlag, Berlin.)

Alle, die Ingeborg gelesen haben, dieses Buch voll Traum und Süße, haben auf ein zweites Buch von Kellermann gewartet. Konnte er sich in diesem Singen und Klingen noch übertreffen, konnte er inniger, liebevoller, allumfangender werden? Nein. Und es ist gut, daß er sich nicht wiederholt hat. Er ist irdischer geworden. Erzählt von einem reinen Tor, der um Liebe hausieren geht und zuletzt doch vor verschlossenen Türen steht. Ja, die Menschen, die Gesunden, die Starren, die Glücklichen, sie sind hart. Die Liebe, jene Seligkeit, wie sie in Ingeborg blühte, ist nur bei den Stillen, den Unglücklichen, den Kranken. Und Kellermann — sein Thema ist doch immer und ewig die Liebe, die wie ein Stern über dem Menschen steht — schleicht heimlich von seiner Geschichte weg und eilt in das Häuschen im Wiesengrunde, wo das kranke verkrüppelte Mädchen fiebert. Nun ist er wieder in seinem Element, er kann das heimliche Sehnen, die Leidenschaft schildern, in der die Kranke wie in einem Kausche liegt. Es klingt wieder wie in Ingeborg, flimmernd spinnt sich wieder diese süße Zärtlichkeit über die Geschichte. Sieht sich das Buch auch an, als ob Kellermann sich verändert hätte, innerlich ist er derselbe geblieben.

Hermann Vang: „Das weiße Haus“, Roman. (S. Fischers Verlag, Berlin.)

Hermann Vang: „Aus der Mappe“, Novellen. (Gans Boudi, Berlin.)

Niel weniger glücklich als Kellermann ist Hermann Vang der Gefahr entronnen, sich selbst abzuschreiben. Es ist ein Unterchied, ob alle Werke eines Autors dessen Persönlichkeit ungebrochen widerspiegeln oder ob er sich in Formalen immer wiederholt. Das Buch sollte ein Denkmal sein für einen großen Charakter. Ein Arzt und Mensch zugleich stand Modell. Und wieder entgleitet dem Autor sein Modell und mit liebevoller Feinarbeit geht er, um im Bilde zu bleiben, an die äußere Ausschmückung des Denkmals. Diese so heiligartig beobachteten und zärtlich ziselirten Details wirken aber diesmal äußerlich, nach der wundervollen Lebendigkeit in „Ludwigshöhe“, stumpf und mehr als eine Art mechanische Technik. Man spürt die Bewegung des Autors nicht heraus, wie sie z. B. auch die kleinen Novellen durchdringt, und deshalb sind uns diese anspruchlosen Geschichten im Grunde lieber, denn sie lassen mehr vom Menschen Vang sehen. Daran ist ihm ja auch das meiste gelegen, wie er selbst betont, daß man in seinem Schaffen mehr den Menschen als den Künstler lieben solle. Des armen Lebens armseliger Gewinn ist, die Freundschaft eines Mitmenschen zu gewinnen, sagt er. Aus Vangs Büchern mit ihrer schönen Herzenswärme hat sich wohl jeder

Leser schon ein gewisses Bild von diesem Autor gebildet, einen weichen Trummer, der immer wie im Sonnenschein dahingehet und die Geheule auffängt, die ihm gute Geister der lebendigen Natur, der weißen Schläffer mit ihren stillen Gruben, der Sommergärten und der traumlichen Ofenwinkel zuwerfen. Ganz verwundert ist man dann, wenn man den Dichter in seiner korrekten Großstädtlichkeit vor sich sieht.

Kleines feuilleton.

Geht Arbeit!

Strahaus, strahab! Ich weiß nicht, wieviel Wochen Mein müder Leib sich durch die Gassen trägt, Und immer wieder, wieder anzupoden Dort, wo geschäftig sich die Arbeit regt. Ich weiß nicht, wieviel Monde hingegangen, Seit ich die Freiheit wie ein Vogel pries. Ein rauher Hauch, ein kalter Wind zerblies Die Melodien all, die in mir saugen.

Strahaus, strahab! Es muß doch einmal glücken, Und wenn es hundert Male auch mißlang. Geht nicht der Tod den steten Bürgergang Und reizt ins Heer der Arbeit breite Läden? Verändert sich nicht oft von heut auf morgen Das Werben um die stets bereite Kraft, Und zieht bald den, bald jenen aus den Sorgen, Der tags darauf schon frohen Sinnes schafft?

Strahaus, strahab! Nur nicht so leicht verzagen! Bin ja ein junges und gesundes Blut! Blüht auch die Stirn und revolviert der Magen — Feigheit hinab! Und höher, höher Mut! Den Riemen enger und die Brust heraus! Zum Teufel auch: laß ich mich unterkriegen? Mir wird so leicht; mir ist, als könnt ich fliegen — Und eilig wandre ich von Haus zu Haus.

Strahaus, strahab! Der Regen plätschert leise Und wirft mir schwere Tropfen ins Gesicht. Ich trabe weiter wie ein Gaul im Geseife, Das Wetter, ach, das Wetter rührt mich nicht. Des Mittags Strahl hat mich ja auch getroffen Mit vollen Garben seines heißen Lichts — Gleichviel, gleichviel! Wo ist ein Plätzchen offen? Ich suche Arbeit, Arbeit! Weiter nichts.

Strahaus, strahab! Schon schleicht der erste Schatten Des frühen Abends drohend um mich her. Wie doch die Fäße gar so leicht ermatten! Wie wird mein Schritt so langsam nun und schwer. Soll denn auch dieser, dieser Tag sich neigen, Eh' mir ein Platz am Tisch des Lebens frei? Ich frage, frage — doch die Steine schweigen, Und Menschen — ach, die Menschen! — gehn vorbei.

Strahaus, strahab! Bespritzt von den Karossen. Umsonst, umsonst! Man macht die Werkstatt zu, Und das Kontor wird diebstesfest verschlossen. Und alle Welt hat wieder Feierluft, Der eine säuchtet sich in die Destille, Ein anderer geht spazieren vor das Tor, Der dritte — ach! — studiert mit heißer Brille, Und mancher legt gemächlich sich aufs Ohr.

Und ich? . . . Ich lehne müd an der Laterne Und frage mich: Wo führt dies Leben hin? Wächst denn kein Halm für dich auf diesem Sterne? Und was ist deines Daseins dunkler Sinn? Was soll das mühevolle Tun und Jagen, Das nur um Brot und wieder Brot nur wirbt, Indes im Staube von zertretenen Tagen Dir sachst das Beste in der Brust verdirbt? . . .

Aus dem Tierreiche.

Die Lebensweise des Diplodocus. Einer der riesigsten Vertreter der Saurier, der Diplodocus, von dem Carnegie einen prächtigen Skelettabguß dem Berliner Museum geschenkt hat, bildet den Gegenstand einer fesselnden Studie im „American Naturalist“. Im Gegensatz zu der Auffassung, die dem Riesentier einen den Säugetieren ähnlichen Bau zuschreibt, vertritt der Autor die Ansicht, daß es sich mehr den Prolobiten angelehrt habe und lediglich mühsam kriechend vom Wasser auf das Land gelangen konnte. Hingegen habe es eine Amphibienatur durch ein treffliches Schwimmervermögen betätigt. Eine Fortbewegung nach Art der Säugetiere erscheine schon mit Hinblick auf das riesenhafte Gewicht der Tiere als ausgeschlossen. Es nährte sich zweifellos von allerlei Wasserpflanzen. Das schwache Gebiß weist auf schwimmende Algen als Hauptnahrungsmittel hin.

*) Ernst Preczang in seiner Gebichtsammlung: „Im Strom der Zeit“, von der soeben im Verlage von J. S. W. Diez Nachf. die zweite Auflage erschien.